

„Ich missioniere nicht, die Roma missionieren mich“

Aachener Zeitung, 20.11.2024: Georg Sporschill im Gespräch mit Rudi Schroeder

Der designierte Träger der Martin-Buber-Plakette spricht über Glauben, Sozialarbeit mit den Ärmsten der Armen und die Rolle der Kirche. Georg Sporschill erhält am Freitag die Martin-Buber-Plakette.

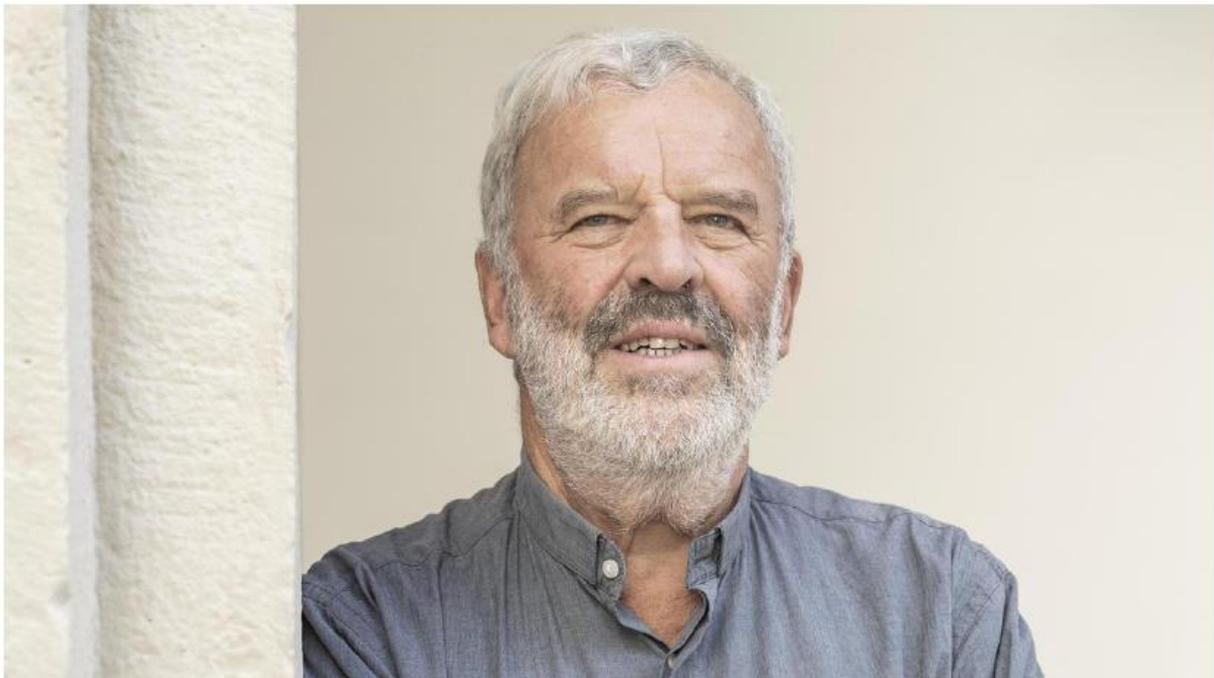


Foto: Stefan Knittel

Es soll eine große, beeindruckende Feier werden: Im HuB, dem Theater Kerkrade, wird an diesem Freitagabend (18 Uhr) die Martin-Buber-Plakette verliehen. Geehrt wird auf dem Euriade-Festival 2024 der österreichische Jesuit, Sozialarbeiter und Sozialeseelsorger **Georg Sporschill**. Seit mehr als 40 Jahren galt sein Engagement zunächst in Wien und dann in Bukarest strafentlassenen, drogensüchtigen, obdachlosen Jugendlichen, Straßenkindern und Roma-Familien. Gemeinsam mit der deutschen Religionspädagogin Ruth Zenkert gründete er Kinderhäuser, Sozialzentren, Musikschulen und soziale Wohngemeinschaften. Sporschill lebt heute in Gemeinschaft mit den Ärmsten für sein Werk Elijah, das er mit Ruth Zenkert 2012 ins Leben rief, seit 2022 betreut der Verein in Bukarest auch Obdachlose am Nordbahnhof. Die Martin-Buber-Plakette wird seit 2002 Persönlichkeiten verliehen, die im Sinne des Philosophen Buber „in dialogisch-verantwortungsvoller Weise dem jeweils Anderen begegnen, ihm zuhörend entgegnetreten und helfen“. Erster Preisträger war der ehemalige Bundeskanzler Helmut

Schmidt. Unter anderem erhielten die schwedische Königin Silvia, Ex-Bundespräsident Richard von Weizsäcker und Michail Gorbatschow, letzter Staatspräsident der Sowjetunion, die Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr aus der Oase Siwa (Ägypten) nach Wien hatte **Rudi Schröder** die Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem designierten Preisträger.

Herr Sporschill, der Jesuitenorden hatte Sie für einige Zeit in die Wüste geschickt. Warum? Und wie ist es ihnen dort ergangen?

Georg Sporschill: Ich bin jetzt 78 Jahre alt. Und es ist Brauch bei den Jesuiten, einmal im Leben ein Sabbatical zu nehmen, eine Auszeit für drei Wochen, um auf das eigene Leben zu schauen, zurück und nach vorne. Siwa liegt an der Grenze zu Libyen und ist wunderschön. Ich kenne die Gegend, habe einige Freunde da und bin schon mit Jugendgruppen dort auf Wüstenwanderungen unterwegs gewesen. Ich habe die Stille, die Ruhe und das Gehen genossen.

Jetzt sind Sie wieder zurück, aber noch nicht wieder im gewohnten Sozialeinsatz, sondern in Erwartung der Ehrung am Freitag bei der Euriade. Freuen sie sich auf die Verleihung?

Sporschill: Ja. Ich bin, so lange ich in Wien war, oft an Martin Bubers Geburtshaus vorbeigegangen. Seit 50 Jahren begleitet er mich. Mich beeindruckt sehr stark, welche Bedeutung er der Beziehung beimisst. Seine rabbinischen Geschichten sind Leuchtpunkte in der Sozialarbeit. Im Umgang mit Menschen, die benachteiligt sind, lehrt er, deren Größe zu sehen und ihnen auf Augenhöhe zu begegnen. Er lehrt, wie sehr man im Dialog schenken und beschenkt werden kann. Das ist das dialogische Prinzip. Ich muss sagen, dass alle meine Schützlinge mein Leben besser gemacht haben.

Sehen sie Religiosität oder Glaube eher als Hintergrund und Fundament ihrer Arbeit oder sind sie auch konkreter Inhalt ihrer Sozialarbeit?

Sporschill: Der Heilige Ignatius hat gesagt: „Gott ist in allen Dingen zu finden.“ So

lebe ich. Um religiös zu sein, muss man nicht davon sprechen. Religion sensibilisiert mich für Ungerechtigkeiten. Es ist ja im Übrigen auch eine Anmaßung zu sagen: „Ich kann helfen.“ In Rumänien gehen die Uhren anders. Meine Roma sind religiöser als ich. Sie haben eher Probleme mit den weltlichen Dingen. Darum muss ich mich kümmern. Ich agiere also sehr verweltlicht. Scheinbar eine verkehrte Welt, könnte man sagen. Ich kämpfe darum, dass die Kinder zur Schule gehen, sie zu essen haben, keine Gewalt erleiden müssen ... Ich missioniere nicht, die Roma missionieren mich. In der Musikschule, durch den Takt, bei Musik und Tanz können sie brillieren und sind uns überlegen. Musik spielt eine große Rolle. Das macht die Menschen selbstbewusst: Zuerst die Freude, dann die Schule. Bei uns im Westen ist es umgekehrt.

Sie haben einmal gesagt, Sozialarbeit sei Risiko, und wenn es nicht riskant sei, sei es nichts. Wie muss man das verstehen?

Sporschill: Kann sein, dass ich das gesagt habe. Ich meine damit: Es ist immer ein Risiko, auf Menschen zuzugehen, man kann Fehler machen, man kann enttäuscht werden, man kann geschlagen werden. „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“, hat Martin Buber gesagt. Das bedeutet auch: Misserfolge muss man in Kauf nehmen, sie aushalten. Und es gibt nicht wenige, mit denen ich durchs Feuer gegangen bin, die es nicht geschafft haben, einige sind gestorben. Das Feuer gegangen bin, die es nicht geschafft haben, einige sind gestorben. Das Eingehen menschlicher Beziehungen birgt Risiken, und wir wissen auch, dass kranke oder behinderte Kinder zugleich das größte Glück und das größte Unglück sind.

Kennen sie Verzweiflung angesichts vieler Tragödien, denken sie manchmal: Jetzt kann ich nicht mehr?

Sporschill: Durchhänger haben eher bürokratische oder politische Gründe. Meine Schützlinge geben mir Kraft. Sie bekomme ich also von denjenigen, die sie mir scheinbar nehmen. Wenn man aber einen Skandal entdeckt, muss man

eingreifen, und die Hand, die nach einem greift, gibt mir Kraft. Ich lebe mit ihnen, sie geben mir Leben: Diese Kraft ist mehr als Religion. Wichtig ist nur immer, mit den Menschen zu reden und nicht über sie. Und: Runter vom hohen Ross!

Wie und wo sehen sie die Rolle der Kirche in diesen düsteren Zeiten von Kriegen, Fanatismus, Klimakrise, Rechtsruck, geistiger und materieller Verarmung so vieler Menschen?

Sporschill: Ich bin ein großer Fan des Papstes. Nicht nur, weil er Jesuit ist. Franziskus stellt wie Jesus die Armen, Hungernden, Bedürftigen in die Mitte. Dadurch will er die Welt menschlicher machen. Die Schätze sind die Armen. Sie in die Mitte zu stellen, ist das große Glück. Das gilt auch für die normalen Gemeinden. Der Papst bringt durch seine Haltung das Blut der Kirche in Wallung. Menschen müssen einander helfen, denn Glauben ist Leben. Und Sozialarbeit ist eine verlässliche Mission. Die Liebe müssen wir deshalb mehr in die Taten als in die Worte legen. Hören, Sehen, Spüren – das ist viel mehr als Predigen. Das führt dazu, sich auch im Alter zu bewegen, lebendig zu bleiben und optimistisch zu sein.

Trotzdem: Der Kirche gehen immer mehr Menschen verloren, weil sich der Eindruck verfestigt, dass sie den Missbrauch nicht wirklich aufarbeiten will. Stimmt sie das nicht pessimistisch?

Sporschill: Nein, ich sehe auch eine Chance darin, die Chance, einen notwendigen harten und sehr schmerzvollen Läuterungs- und Reinigungsprozess durchzumachen. Da müssen einige vom hohen Ross heruntersteigen. Als Sozialarbeiter habe ich die Welt von unten gesehen, und das war mein Glück. Die Kirchenfürsten sollten sich als Menschen erleben, indem sie den Menschen nahekommen. Macht, Ehrungen, Dogmen – das sind im Grunde nur Hilfskonstruktionen, die den Blick auf den Menschen verstellen. Für viele, auch im Vatikan, aber auch für das Wirtschaftssystem, ist der Papst ein Unruhestifter. Wir müssen sehen, wie Jesus gelebt hat. Er hat sich auf die Seite

der Außenseiter geschlagen. Es kommt jetzt darauf an, das Neue zu suchen und nicht zu beklagen, dass Altes wegbricht. Die Frage ist: Wo überrascht uns Gott?

Zum Schluss, bitte, ein Wort zu ihrer jahrzehntelangen Weggefährtin und Mitstreiterin Ruth Zenkert. Wie wichtig war und ist sie für Pater Sporschill und die Projekte?

Sporschill: Sie ist meine Chefin, die Chefin von Elijah. Und sie ist als deutsche Staatsbürgerin sehr rumänisch geworden. Eine Christin, die darum kein großes Aufsehen macht. Die jungen Menschen lieben sie. Sie hat keine Angst, alleine in die dunkelsten Höllen zu gehen. Und sie lebt ihre Führungsrolle in starker, mächtiger Weise. Sie gibt das Bild für die Kirche der Zukunft ab. Ruth Zenkert ist eine attraktive weltliche Frau, die Liebe ausstrahlt.